

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-335885](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335885)

Der 18. Juli stieg strahlend hinter den Bergen hervor. Herdinger ging vom Morgen an mit starken Schritten durch sein Gehöft. Mit eiserner Gewalt zwang er sich zur Ruhe.

Um 2 stand der Hof voller Leute. Als der Gerichtsvollzieher kam, erhob sich ein gefährliches Murren.

„Leute,“ mahnte der Mann, „macht keine Dummheiten. Ich muß meine Pflicht tun. Führt die erste Kuh heraus. Wer bietet?“

Keine Stimme, kein noch so bescheidenes Gebot. So bei der zweiten Kuh, bei dem Pferde, dem Acker, der Wiese. Vor dem Tore war ein kleiner Lärm gewesen, aber der war schnell vorübergegangen. Das Jüdchen aus der Stadt hatte bieten wollen. Heinrich Ninkens, der Schmied, aber hatte so etwas vermutet, stand draußen vor dem Tore, faste Schädchen am Halskragen und sagte: „Wenn du das Maul aufstust, fliegen dir die Zähne 'nein — Pst. Nicht muden. Dahier soll einem ehrlichen Manne das Blut abgezapft werden, und das leiden wir nicht.“ Da war das Jüdchen umgedreht.

Die Versteigerung also hatte nicht statfinden können. Eberhard Herdinger stand auf dem Hofe mitten unter den Nachbarn, sah un-

gläubig von einem zum andern, und das Wasser schoß ihm in die Augen.

Als er danken wollte, drängten sich etliche Männer an ihn heran. „Halt das Maul, sonst ist der Teufel los.“ Sie drängten ihn in das Haus.

„So,“ sagte der Schulze, „nun wollen wir fünf einmal sehen, was zu machen ist.“

Sie berieten und griffen zu.

„Das wäre fertig,“ sprach der Schulze zuletzt, „aber leicht kriegst du's trotzdem nicht.“

„Leicht?“ trumpfte Herdinger auf. „Ich will's nicht leicht haben. Bloß Lust kriegen. Drei haben versucht, mich vom Hofe zu locken. Ich habe standgehalten. Das sage ich euch, Nachbarn, in zehn Jahren bin ich wieder frei. Habt Dank für die Hilfe. Ich hätt's an eurer Stelle auch getan.“

Als die Männer draußen waren, rief er seinen Jungen. „Julius, du sollst nach mir das Zeug kriegen. Gib mir die Hand und versprich mir, daß, solange dich der Hof deiner Väter nicht verstoßt, du ihm nicht untreu wirst.“

Da legte der ranke Junge seine Hand fest in die des Vaters, und die Sonne umwob die beiden mit lichtigem Schein.

Bauernsprüche.

1.

Das Leben ist ein Mühlenhaus —
Schütt Korn hinein, kommt Mehl heraus.
Ein guter Wille tut sehr not,
Nach den Kernen schmeckt das Brot.

2.

Wer stets in Treuen schafft sein' Sach',
Darf stolz sein auf sein Tor und Dach.
Es sitzt kein Fürst so hoch im Land,
Er nährt sich durch des Bauern Hand.

3.

Ewige Mühsal ist unser Teil —
Mühsal ist Segen, Arbeit ist Heil.
Glücklich, wer sich geborgen weiß,
Aber des Brotes Würze ist Schweiß.

Alfred Huggenberger.

Die schlohweiße Margret.

Erzählung von Hermine Maier-Heuser.

Von dene Morchel muß mer d'Brüh abschütte — d'Brüh abschütte? — Wie ein krächzendes Echo kam diese Frage unter dem Rauchfang der Küche hervor. In dem Echo lag Widerspruch und Auflehnung. Eine kleine, hagere Frauensperson löste sich aus dem Dämmer, der vor dem Backofen sich breitete und trat in den Lichtkreis des häuslichen Herdes. In den Händen hielt sie noch Reißgreste, die sie vor dem Backofen zerfleinert hatte. Die dürren Zweige zitterten leicht. Das fahle Gesicht, ganz gegen die Hausfrau gewendet, stand in der Beleuchtung eines Holzschreits, das aus dem Herdtürchen lugte und seine Hitze gegen die Küche verpfaßte. Die gescheiten, grauen Neuglein der kleinen Alten blitzten, und ihrem Munde entströmten in heftiger, etwas hoher Lage Regeln über die Kochkunst. — „Nix wird abgeschütt' — das isch die dumme deutsche Mode, alleweil das Beste in den Tränklübel. So geht's mit dem Spinat, so mit dem Kraut und jetzt mit dene Morchel — in Amerika —“ Weiter kam sie nicht; denn Hanne, die Bäuerin, lachte so laut und herzlich, daß ein weiteres Reden zwecklos gewesen wäre.

Es war aber auch zum Lachen; denn die alte Margret war in Schrecken und Entsetzen aus Amerika entflohen und gedachte dieses Landes nur mit Schauern, trotzdem kam sie immer wieder die Lust an, wenn sie bei den Leuten anhalt in Küche und Haus, amerikanisch Kochen zu wollen. Energisch schob sie den Topf mit den köstlichen Pilzen zurück. „Die Brüh bleibst drin.“ — „Margret,“ lachte die Hanne, die vergnügt am Herd hantierte, „Margret, der Herr Lehrer hat gesagt, je nachdem die Morchel einen Standort gehabt hätten im Wald, je nachdem könnten sie giftig sein, drum weg mit der Brüh.“

Dieser Einwand wirkte auf das Gemüt der Alten wie Del. Der Lehrer hatte bei ihr einen Stein im Brett. Er ermüdete nie, zuzuhören, wenn sie beim Tabakfädeln oder beim Vorfis von Amerika erzählte, und einmal, als sie ihm ihre Flucht aus dem Lande jenseits des großen Wassers schilderte, glaubte sie eine Träne in seinem Augenwinkel entdeckt zu haben. Dies war nun nicht ganz sicher, aber eine Spur des Mitgeföhls genügte schon, die Margret zu beglücken, und die Art, mit der der Lehrer sie, nachdem er ihre Geschichte wußte, die schlohweiße Margret genannt hatte, war ein einziges großes Kompliment für sie gewesen. Der Name paßte wirklich auf sie. Glatt lagen die weißen Haare um das pergamentartige Gesicht, das

nur durch die hellen Augen und ein paar halbverblüchene Leberflecken Reflexe erhielt. Im Dorf machte man zwar kurzerhand aus dem poetischen Produkt des Lehrers „die Weiße“, doch verminderte das die Geneigtheit der Alten, die durch die harte Lebensschule allergrößte Genügsamkeit gelernt hatte, ferneswegs. — Also, der Lehrer mußte es wissen.

Gottergeben schüttete sie die schönen Pilze ab und murmelte dabei: „Aesch isch Aesch.“

„Was brummelisch?“ fragte die Hanne und wendet flink die Kartoffeln um. „Sich alles wurscht,“ meinte die Alte und wendete sich ab. Von neuem stieg ihre Amerikanerzeit herauf und mit ihr jener Schrecken, der in ihrem braven Herzen fast für immer den Glauben an den Lohn guter Taten ausgetrieben hätte. „Aesch isch Aesch,“ murmelte sie und blieb dann übers ganze Mittagessen einsilbig. Doch am Nachmittag sticte sie mit der Hanne Säck. Schwer ruischte die Nadel durch das dicke Zeug, Hanne holte Wachs, um den Faden glatter zu machen. Hierauf erkundigte sie sich bei „der Weißen“, wie man in Amerika Säck sticte. „Säck? Hab' ich dir noch nie gesagt, daß ich in Amerika bei Bäckerleut g'weße bin, da hat niemand Säck g'stict, da hab' ich Kocht und —“

Margrets Augen bekamen eine leichte Starrheit, ihr Blick schien unsichtbare Dinge fangen zu wollen, und sie begann zu erzählen.

Ver schwunden waren Hof und Scheuer, mechanisch zogen die Frauen den Faden durch den rauhen Stoff. Neu-Brunswick, ein amerikanisches Städtebild, tauchte auf. Ein schmaler, langer Seitenbau, dann ein Gang, drei Stufen abwärts die Wohnung des Bäckers, noch einmal ein Gängchen, zwei Stufen abwärts, die Bäckerei. Hier verbrachte die Margret zwei Lebensjahre. Aus Armut war sie, obwohl sie schon Mitte der Dreißig war, hinübergewandert, und wie schätzte sie sich reich und glücklich, eine so gut bezahlte Stelle gefunden zu haben. Kohlschwarz war ihr Scheitel, und ihre kleine Gestalt vollbrachte mit wuffeligem Eifer alle Arbeit. Die Bäckersfrau litt an Krebs und sticte dahin. Ausgang oder Freistunden kannte die Margret nicht. Sie lebte in Küche und Backstube und die kleine Jenny war ihr trotz aller Mühe, die sie ihr machte, das einzige Vergnügen. Schwarze Ringellocken hatte das Kind und dicke Nermähen, und wenn sie diese um Margrets Hals legte, vergaß sie das Heimweh. Ach das Heimweh: Leute sehen, die einen kennen, seit man auf der Welt ist, die mit einem lachen, auch wenn sie keinen Nutzen von einem haben, und die einem zuriefen, wenn man Gras holte: „Gibt's aus?“ Ja, die Margret wollte heim, sobald sie ein kleines Geld-

hen erpart für die alten Tage. Sie ging aber schon vorher. Gott soll's wissen, sie ging vorher. — — —

In der Bäckerei arbeiteten zwei Burschen. Abscheuliche Kerle. Sie aßen wie die Wölfe, waren frech und suchten trotzdem oder gerade deswegen die Liebesgunst der Hausmagd. James, ein gelber Mischling, dessen Gesicht eine einzige freche Grimasse war, grinste, wenn er die kleine Person in den Backraum kommen sah. Oft ging er ihr entgegen. Zwei Stufen aufwärts, dann durch den Gang. Grinsend drückte er seinen Bauch vor und leckte die Lippen ab, aber einmal rutschte die Margret so geschickt aus, daß die Blechschüssel mit Kartoffelbrei dem Gelben, der sich hilflos hülfen wollte, in die Frage flog. Seitdem funkelten seine Augen böse nach der Magd, der Drei war heiß gewesen, und der Meister leckte nur bei seiner Beschwerde.

Bob, der andere Bäcker, versuchte sein Glück auf raffiniertere Art. Er bot Margret heimlich feinstes Gebäck an. Geschmeidig verbeugte er sich, strich seinen schwarzen Schnauzer und sein feistes Gesicht und redete von einer eigenen Bäckerei. Widerwärtig sah der Kerl aus, wenn er mit der Hand die Gebärde des Zahlens machte und auch den Lohn der Magd in seine Spekulationen einbezog. Und in gerechter Entrüstung warf ihm seine Beghrte das Backzeug ins Gesicht. Was Wunder, wenn sich jetzt die „Liebe“ der beiden in lodernnden Haß verwandelte. Wie ein Backofenfeuer brannte diese Flamme in den schwarzen Herzen, und es kam der Tag, wo sie prasselnd ausbrechen und Margaretens Leben in Gefahr bringen sollte.

Der Tod der Bäckersfrau brachte Margret den Rang einer Haushälterin ein, und bald merkte sie mit ihrem gescheitern Köpfe, daß die Burschen den Meister betrogen. Sie bucht für sich allerlei kleines Backwerk aus den Vorräten des Herrn und trieben einen schwunghaften Handel damit. Entrüstet wandte sich Margret an den Meister, dieser



Eine kleine, hagere Frauensperson trat in den Lichtkreis des Herdes.

wog nun alles selber ab und übte scharfe Kontrolle, aber er entließ die Bäcker nicht. „Sie backen gut, so wie es meine Kundschaft liebt, ich werde schon mit ihnen fertig —“ sagte er mit amerikanischer Kaltblütigkeit. Margret konnte das nicht schlucken. Weg hätten sie müssen, hinaus aus dem Haus. Ein bitterer Hader fing an in ihrer Seele zu fressen. Dazu kam noch, daß die kleine Jenny zu den Großeltern auf eine Farm kam. Alle Freud entwich damit für die Margret. Keine Liebe,

kein echtes Kindervertrauen blühte ihr in der Fremde, und erneut zehrte das Heimweh an ihr. Leise magte sie manchmal zu singen: „Ach, da draußen in der Ferne sind die Menschen nicht so gut,“ aber sogar dies Lied erstarb auf ihren Lippen, wenn sie der beiden Kerle in der Backstube gedachte, die es am End hören und als Liebeslied deuten konnten.

Diese zeigten unverhohlen ihren Haß. Es bestand kein Zweifel, sie wußten, daß sie entdeckt waren, und es war ihnen auch klar, wer sie entdeckt hatte. Sie schäumten vor Wut. „Das hat die schwarze Hex gemacht,“ murmelte Bob, und James grinste wie ein Teufel: „Hexen muß man verbrennen.“

Wochenlang schmiedeten sie an dem schwarzen Plan, der ihnen Rache, Ruhe und neuen Nebenverdienst bringen sollte, aber Margret mied so viel als möglich den Backraum, trotzdem sie nichts Schlimmes ahnte. Eines Abends jedoch verbrannte Meister Smith seinen Fuß. Niemand wollte wissen, wie es gekommen war. Bob hatte die Kohlen anscheinend mit zu großem Schwung aus dem Ofen befördert, sie fielen anstatt ins Becken auf des Meisters Fuß, und Margret mußte salben und verbinden. Dabei beschloß Herr Smith in seinem Herzen, sie zu ehelichen, sobald er den Weg ins Standesamt wieder machen könne. Er versprach, bald wieder die Kleine zu holen und bat seine Haushälterin, allabendlich in der Backstube nach dem Nechten zu sehen. Unwillig begab sie sich in die Höhle der Löwen und schwor in ihrem Innern, daß diese Kerle aus dem Hause müßten, sobald sie hier mehr zu sagen habe. Beim Einmalben des Fußes fing sie von der Entlassung der Spitzhüben an zu reden, aber Herr Smith lächelte nur komisch über ihren Eifer. Sie verstand den Mann nicht, sie ärgerte sich an ihm. Tief im Grund ihres Herzens lag eine Sehnsucht in Ketten, die nur durch freundige Pflicht still zu halten war. Jetzt fingen die Ketten zu raseln an. Die Rheinebene mit Neckern und Wiesen stieg auf. Verschwiegene Wälder rauschten, dicke, rötliche Apfelblüten lockten am Wegrand. Ach, wenn man schon bloß eine Magd war, die nichts zu sagen hatte, dann wenigstens daheim, daheim am Rhein, wo der Sturm vom Schwarzwald brauste, wenn die Frühkartoffeln in die Erde kamen, wo Treue war und Wiederkeit, wo man ehrliche Mägde zu schätzen wußte und auf sie hörte. Nächstens rechnete sie ihre Ersparnisse zusammen. Fürs Alter könnt' es langem, wenn man's einteilte. Oder sollte sie nicht noch aushalten, bis es die doppelte Summe war, damit's eine Anzahlung für ein Häuslein in der Heimat gäbe? So von ihren Heimatgefühlen erfüllt, schlich sie eines Abends noch einmal zur Backstube, nach-

dem sie schon eine Stunde vorher dort gewesen war. In der zweiten Stufe stand sie still und lauschte. Wahrhaftig, aus dem Kannderwelsch der Bäcker tönte ihr Name. Was vernahm sie? Ihr Blut wollte schier gerinnen. James zischte wie eine Schlange: „Wir verbrennen sie, sobald sie wieder kommt. Du hältst den Ruchenschießer, ich reiße sie darauf — dann, hinein, hinein in die Blut, hinein mit der schwarzen Hex. Nix wird man finden, nix, ich heiße wie der Satan, Mische ist Mische.“

Mit zitternden Beinen schlich die Aermste in ihre Kammer. Sie begann halb mechanisch zu packen: „Nesch isch Nesch,“ sagte sie tonlos in der Sprache und im Dialekt ihrer Heimat: „Nesch isch Nesch.“

Schlaf kam nicht in ihre Augen, und frühmorgens schaffte sie heimlich ihr Gepäck fort, heimlich holte sie ihr Geld, und nach wenigen Tagen schon schwamm sie auf einem Dampfer heim nach Deutschland, wo man nicht in den Backofen geschoben wurde, weil man ehrlich war. Raslos wanderte sie auf dem Deck herum, und die Tränen, die sie gegen Amerika gewendet vergoß, galten der kleinen Jenny. Legte sie sich nachts wieder, dann schrie sie manchmal laut auf, weil sie sich in den Krallen der beiden Kerle glaubte. James schwang den Ruchenschießer und streckte die Zunge heraus, und Bob wollte sie in einen großen Fladen Teig wickeln. „Dampedei“ höhnte er dabei auf deutsch: „Dampedei komm', du mußt knusperig werden.“

Margret bekam graue Haare, so setzte ihr der Schrecken zu, und wer weiß, wie es ihr noch gegangen wäre, hätte sie nicht Pflichten gefunden auf dem Schiff. Ein Bayer, der auch genug von Amerika hatte, reiste mit, und er bekam in seinem kurzen blonden Nacken einen Furunkel. Fieber und Seekrankheit machten ihn ganz hilflos, und Margret pflegte ihn mit Tee und Umschlägen. Manchmal höhnte er im Fieber: „Geschafft wie ein Hund, doch alles für die Kat, alles für die Kat.“ Margretens Schrecknis geriet ein bißchen in den Hintergrund durch das Elend dieses Menschen, sie redete ihm zu, mit ihm in ihre Heimat zu gehen, dort wird's schon Arbeit und Lohn geben. Aber das Geschwür wurde immer bössartiger, und am achten Tag erlag der stämmige Mann einer Infektion. Tränenlos sah Margret den Landsmann im Meer versinken, tränenlos hörte sie deutsche Matrosen ein Lied singen, Tag um Tag: „Nicht ein Kreuz von Holz und Stein ziert sein stilles Grab.“ Und als sie an Land stieg, waren ihre Haare weiß geworden.

So kam sie in die Heimat als „die schloßweiße Margret“. Tagelöhnernd ging sie von

Haus
Hanne
und T
die G
Morch
S
Mar
Seite
Augen
So, u
von d
berlich
mal a
„S
„von
gret d
sang
„Nicht
Nicht
Keine
Nur
Trän
Küßt
Hab
Stur

Haus zu Haus, bis sie eine Stelle fand bei der Hanne. Hier wollte sie ihr Leben beschließen, und Treue vergalt ihr Treue, wenn sie auch die Gemüse abschütten und sogar von den Mordheln die Bräute abgeben mußte. —

Hof und Scheuer tauchten wieder vor der Margret auf, die Säcke lagen geflickt zur Seite und Hanne, die Bäuerin, wuschte sich die Augen. Margrets Blick verlor die Starrheit. So, nun wußte die Hanne auch die Geschichte von dem Backofen, nun wird sie auch die Wunderlichkeit begreifen, die die Margret manchmal an sich hatte.

„Sing' doch das Lied,“ bat die Bäuerin, „von dem Matrosengrab.“ Da nahm die Margret den Besen, begann den Hof zu seggen und sang mit tiefer, trauriger Stimme:

„Nicht ein Kreuz aus Holz und Stein ziert
sein stilles Grab.

Nicht ein einzig Blümelein grüßt zu ihm
hinab.

Keiner weiß, wo er ertrank, wo mein Glück
ins Meer versank,
Nur der Sturmwind heult.

Tränen, fließt hinab zum Bach, fort ins weite
Meer.

Küßt mir meinen Liebsten wach, der dort
schläft so schwer.

Hab' mein Herz so treu bewahrt, hab's allein
ihm aufgespart,
Sturmwind, trag's ihm zu.

Jahr um Jahr von dannen schleicht, bringt
ihn nicht zurück.

Zimmer bleibt mein Auge feucht um mein kur-
zes Glück.

Ja, im weiten, tiefen Meer schläft mein Schatz
so lang und schwer,

Ach, wär' ich bei ihm.“

Jetzt stellte Margret den Besen in die Ecke und trug die Säcke auf den Speicher. „Nesch ich Nesch,“ brummelte sie wie zu ihrer eigenen Beruhigung, und diese Redensart blieb ihr Lösungswort fürs ganze Leben. Das Matrosengrab sang sie noch oft in ruhiger Wehmut, wenn sie an langen Winterabenden beim Strickstrumpf saß, aber das innerliche Grausen darüber, daß man sie einmal lebendigen Leibes in einen glühenden Backofen habe schieben wollen, verlor sie nie ganz, und wenn sie die Kinder fragten, wo es schöner sei, in Amerika oder in Deutschland, da sagte sie: „Das kommt auf den Standort an wie bei den Mordheln, die werden auch an manchen Plätzen giftig! 's kann nicht jeder Amerika vertragen! 's hat hüben und drüben gute und schlechte Leut, aber über die Heimet geht nix in der Welt, und wer flehzig ist, hat auch in Deutschland genug zu essen, und bei uns heizt mer die Backöfe mit Holz und Kohle, in Amerika kommt's ihne nit so drauf an, da schiebe se auch emal en Mensch nei' und sage, es wär' en Dampedei g'weje. Bleibet nur'mme daheim, Nesch ich Nesch.“

Der Stundenstein.

An steiler Straße steht ein Stundenstein.
An ihm vorüber jagen wilde Wagen;
Doch mancher Wand'rer sieht den Mahner ragen,
Bleibt steh'n und kehrt bedächtig bei sich ein.

Und er will Lauscher dieses Steines sein,
Der kurze Antwort gibt auf ernste Fragen:
„Wie lange habe ich die Last getragen?
Wann treffe ich an meinem Ziele ein?“

„Soviele Stunden sind es aus dem Tale,
Soviele zu des Passes lichten Höh'n — —
Die schimmern schon im Abendsonnenstrahle!“

Voll froher Hoffnung wandert fort der Eine,
Der And're wendet weg sich mit Gestöhn — —
Jäh bricht die Jagd des Wagens ab am Steine.

Eduard Siller.

Die Frau als Urahn.

Von Dr. Ludwig Finckh.

Wer ist in der Familie der wichtigere Teil, der Mann oder die Frau? Man hat von der Familienforschung aus bis vor wenigen Jahren geantwortet: der Mann. Man hat Stammtafeln aufgestellt, Sippschaftstafeln, die dem Mannsnamen nachgingen und alles festhielten, was Nachkomme des ersten Urahns war. Dabei wurde aller Erbstoff, der von der Ehefrau herrührte, außeracht gelassen. Der Mann, der Bub, der Sohn war der Herr der Schöpfung.

Die Vererbungsforschung hat mit diesem einseitigen Standpunkt ausgeräumt. Durch die Gesetze, die der Abt Mendel bei seinen Forschungen an Pflanzen, an Erbsen und Bohnen, fand, ist man darauf aufmerksam geworden, daß auch beim Menschen jedem Gatten sein bestimmter Anteil zukommt an der Neuschaffung eines Sprossen, und man hat die Frau, die Mutter, in den ihr von der Natur zugewiesenen Platz eingesetzt. Man stellt heute Ahnentafeln auf, die von einem heute lebenden Menschen alle Vorfahren, auch die Mütter, umfassen. Das ist die Gesamtheit aller Erbteime.

Denn es ist freilich wahr, und der Mann braucht sich gar nichts einzubilden: meist trägt der Mann die Eigenschaften der Mutter weiter, ist Muttersohn, nicht Vatersohn. Und die Tochter wiederum ist in der Regel Vaters tochter, dem Vater ähnlicher, nicht Mutterstochter. Ja, die erste Nachkommenreihe überhaupt trägt die Merkmale der Eltern meist viel weniger ausgeprägt als die zweite, die Enkelreihe. Man schlägt mehr den Großeltern nach, als den Eltern.

Ist es nun nicht mühsig, diese Namen und Tage der Urahnen alle aufzuschreiben und zu sammeln? Lebt man deswegen nicht doch sein Leben, gerade so wie mit dem Aufschreiben? Werkt man, schläft, leidet, liebt, hat Freude, in den Tag hinein, dem Tode entgegen? Wird irgend etwas darum verändert an uns, hat das Aufschreiben einen Wert und Einfluß auf uns? Ist unser Schicksal nicht festgelegt, ob wir nachforschen oder nicht? Ist es nicht bloß eine Freude am Vergangenheitskramen, am Grübeln um gewesene Dinge, die man nicht abändern kann? Wozu soll man sich nach rückwärts besinnen? Haben wir nicht Arbeit genug nach vorwärts?

Und doch hat es einen Sinn. Wer seine Vorfahren kennt, dem gehen Lichter auf und neue Erkenntnisse über sich selbst. Ueber seine Kinder, seine Geschwister, über die Zukunft. Man erfährt von einer besonderen Gabe beim

Urahn, und man sieht sie plötzlich bei einem Kinde wiederkehren; man entschließt sich, sie zu pflegen und auszubilden, wie der Gärtner einen guten Samen weiterpflegt. Oder man erfährt von einem Nebel, einer Krankheit; man wappnet sich gegen sie, man bekämpft und verhilft weiteres Unheil. So in der Ehewahl. Der Sohn will eine heiraten aus einer Familie, in der sich Trunksucht vererbt, oder Taubheit, oder Schwindsucht, oder Augenkrankheiten. Man forscht nach, läßt untersuchen. Es gibt heute schon an Hochschulen unentgeltliche Familienberatung in diesen Dingen, „rasenhygienische Beratungsstellen“. Denn es ist gar nicht so gleichgültig, wenn man heiratet, wie man bisher glaubte, und zum Vater oder zur Mutter seiner Kinder macht. Ein Geldsack allein macht's nicht. Es ist wichtiger, daß gesunde Kinder auf die Welt kommen, als daß reiche, mit Glücksgütern wohl versehene Schwächlinge geboren werden, die behaftet sind mit einem Fluch aus der Ahnenreihe.

Da ist die Frau, die Mutter, berufen, dafür zu sorgen und dem Mann die Augen aufgehen zu lassen. Man schreibt künftig genau auf, wer die Eltern und Großeltern und Urgroßeltern waren. Das ist leicht, oder nicht? Versucht's einmal. Ihr könnet's alle miteinander nicht! obwohl es erst 2 und 4 und 8 Personen sind, zusammen 14. Die 14 allernächsten Personen, die euch gehören, und die euch in die Welt gesetzt haben, die kennet ihr nicht. Ist das nicht eine Schande? Da muß der Lehrer helfen oder der Pfarrer. Er soll euch aufschlagen, in den Kirchenbüchern, alle Geburts- und Todestage, und das wichtigste: die Hochzeitstage. Denn ohne sie wäret ihr nicht; ihr verdankt ihnen das Leben. — Wer aber angefangen hat, kann nicht mehr aufhören. Er erfährt so spannende und neue, gute und schlechte Sachen, die ihn ganz besonders angehen, vor allen anderen Menschen auf der Welt, daß er weiter suchen muß, und damit leistet er eine Arbeit für seine Enkel. Danken werden sie ihm. Denn er tut das, was für uns schon hätte getan werden sollen: er rettet alle Nachrichten von den Urahnen. Hätten unsere Großeltern schon damit angefangen, so müßten wir heute nicht mühsam suchen. Es ist unsere ureigene Geschichte, die wir schreiben.

Ich habe unter meinen Ahnen auch Bauern gefunden. Auch arme kleine Handwerker, Weber und Tagelöhner. Das macht mich schier stolz. Es ist immer besser, hinaufzuleben, als herunter. Ein Urahn meiner Frau heißt Christian Seufried, Bauer von Oberflacht bei Tuttlingen, um 1600. — Was ist aus ihm geworden? Sein Urenkel, Jo-

Hann Willibald von Seyfried, Kanzler von Salem, heiratet 1763 die Katharina von Gajfer, Kanzlerstochter von St. Gallen. Bloß 100 Jahre später.

Und da freut es mich nun, allen Bauern zu sagen: seid froh, daß ihr Bauernblut habt. Das ist Auffrischung, Kräftigung, ein Strom aus der Natur. Und allen Städtern, die zu viel Stuben- und Gelehrten- und Kaufmannsblut haben: suchet, daß eure Kinder Bauernblut bekommen. Heiratet Menschen, die noch Bauernahnen haben, ihr werdet's nicht bereuen. Der Umgang mit der Mutter Erde erhält. Und es hat mir ins Herz geschnitten, daß ich bei einem tüchtigen Bauernstamm, bei den Schwaben im Banat, in Rumänien, die Sitte antraf, nur noch ein Kind zu haben. Die Leute sind, so gut geht es ihnen in ihrer Wirtschaft, reich geworden, zu

reich. Und da wollen sie, daß ihr Sohn oder ihre Tochter noch reicher werden, alles allein erben, nicht mehr zu schaffen haben. Und denken nicht weiter als bis zum übernächsten Tag. Denn die Kinder, die reich sind und nicht schaffen, verfaulen, sterben ab und sind kein Nutzen für die Menschheit. Wer keine drei Kinder hat zum wenigsten, dessen Geschlecht stirbt aus, und er kann sich streichen lassen im Buch der Menschheit. Ein Segen aber für die Menschheit sind Bauern — sie können auch spärlich irdische Güter haben, Arme nur und Herz und ein rechtes Weib —, die gesund und tüchtig sind und Kinder haben. Dann sind sie reich und haben wahres Kapital und machen die Menschheit reich.

Soweit sind wir heute mit unserer Ahnenkunde.

Der Feind im Stall.

Von Landwirtschaftsrat A. Kälber, Karlsruhe.

Drückende Schwüle lastete auf Dorf und Flur. Still und leer lag die Dorfstraße im Sonntagssonnenchein. Auf den Blumenbrettern der sauberen, schmucken Fachwerkhäuser leuchteten rote Geranien aus dunklem Grün. In den Gärten blühten in bunten Farben die mannigfachen Blumen und Stauden. Auf der Bank unter dem Torbogen des Schulzhauses schlief der Großvater. Die Brille war ihm unter die Nase gerutscht und hing zitternd zwischen Himmel und Erde. Neben ihm lag Muck, der schwarze Kater, der beste Mattenfänger des Dorfes, und blinzelte träge in die Sonne. Am großen Trog des plätschernden Sechsröhrenbrunnens spritzten sich ein paar Späßen.

Vom Walde herunter, in dessen Schatten die Mädchen und Burschen spazieren gingen, drangen verwehte Klänge des Liedes vom „grünen Wald, da wo die Drossel singt, wo im Gebüsch das mun'tre Rehlein springt“. Doch die Töne klangen nicht so frisch und munter wie sonst. Seltsam dünn und leer schwebten sie in der flimmernden Luft. — Zu sehr plagte die Hitze Mensch und Tier.

Nur die Enten im Mühlbach plapperten lustig und munter, soweit sie nicht, den Bürgel hoch in der Luft, mit dem breiten Schnabel im Schlamm des Baches herumgründelten.

Nicht weit vom Bach steht die Wirtschaft zum Hirsch. Weit hin glänzt der „goldene Hirsch“ und winkt Hungrigen und Durstigen zur Einkehr.

In der Wirtschaft am runden Tisch saß ein Trüpplein Bauern beim Bier. Aber auch hier war keine richtige Stimmung. Man sprach von allem Möglichen, von den schlechten Zeiten, der Geld- und Kreditnot, von Schutz Zoll und Freihandel. Der Schneiders Jakob erzählte vom schönen Stand seines Weizens. Den Samen — Originalsaatgut — hatte er von der Genossenschaft bezogen. „Ich hab' auch gute Same genommen“, sagte der Bachfranze Emil, „aber er könni' besser seche.“ „Ja, Emil, du hättst ihm halt mehr Sticksstoff gebe solle, dann würd' er gerad' so gut wie meiner seche“, meinte der Jakob. „Von dem Same gibst du mir, Jakob, ich will ihn auf mein' Acker im Schwarzloch mache“, rief der Balze Dick. — „Wenn's nor amal regne würd'“, seufzte der Emil, „die Sommerfrucht wachst net, die Kartoffel und Rübe wolle net voran, und mit dem Gutter sieht's auch schlecht aus.“ Der Konrad meinte: „Mir Bauere sin' halt immer vom Wetter abhängig, einmal isch's zu nah und 's andere Mal isch's zu trocke.“ — „Johann, warum schwäzt denn du heut' gar nichts?“ frug man den hageren Bauer, der in der Ecke saß und seinen Kopf mit beiden Armen stützte. „Ich weiß net, was ich heut' hab', ich mein' immer, es isch was im Anzug“, gab der Johann zur Antwort. „Ich seh' zwar nit, aber wenn du glaubst, es sei was im Anzug, dann zieh' en andere an“, meinte ein Spatzvogel. Man lachte, aber die Stimmung wurde nicht besser.

Johann hatte recht gefühlt, es war was im Anzug. Die Dorfstraße herauf lief Johanns Kestler. Er schaute weder links noch rechts. Immer näher kam er dem Wirtschaftshaus. — Jetzt — jetzt legt das verhängnis-

volle Schicksal in Gestalt des Jungen die Hand auf die Türklinke. Hereintritt der Bub und sucht im dichten Tabakqualm den Vater. Am runden Tisch ist es ganz still geworden, man hätte eine Nadel fallen hören. Nur die Uhr tickte leise. In die Stille hinein klang die helle Stimme des kleinen Johann: „Vater, d' groß' Sau isch krank, d' Mutter hat g'sagt, du sollst glei' heimkommel“ Da war es. Unheimlich krallte sich die Vörschaft aus dem Kindermund in das Herz des Vaters. „Auch das noch,“ murmelte er. Fragen werden an den Mann gerichtet, Ratschläge erteilt. Jeder denkt bei sich, hoffentlich ist es nichts Schlimmes, hoffentlich verschont mich das Unglück. Johann trinkt aus, zählt, nimmt seinen Bub an der Hand und geht.

Unterwegs denkt er, wenn mir die große MutterSau, auf die ich alle Hoffnung gesetzt habe, eingeht, dann weiß ich nicht, wie ich meine Steuern und Umlagen, wie ich die Zinsen zahlen soll. Mein Getreide, meine Kartoffeln brauche ich größtenteils für meine Familie, wenn ich im Stall noch Malheur hab', dann kann's recht werden. —

Johann hat ordentlich Herzklopfen, als er sich den Schweineställen nähert. Der Riegel der Stalltür hinter der der Patient haust, gibt kreischend nach. Der Bauer fühlt es, da drinnen sitzt der Feind, unsichtbar, aber er ist da. Von der Sau ist nicht viel zu sehen. Dort hinten in der Ecke liegt etwas, dort hat sie sich tief ins Stroh gewühlt. — Die Frau kommt mit dem Futtereimer. Aber kein Grunzen begrüßt heute die Futterbringerin.

Mit vieler Mühe hat der Bauer das Schwein etwas zum Aufstehen gebracht. Es hat alle Munterkeit, allen Appetit verloren. Traurig hängt das Schwänzlein, das sonst lustig geringelt wird, herunter.

Da sieht man auch hellrote, blaurote handgroße Flecken am Bauch, an der Innenseite der Schenkel, am Rücken, Flecken, die der Feind gezeichnet hat. Rotlauf, sagen Mann und Frau zugleich. Rotlauf — was ist denn das, woher kommt die fürchtbare Seuche? Unsere Sau ist doch nicht mit fremden in Berührung gekommen. Sie hat einen gesunden Stall und darf alle paar Tage im Garten herumlaufen. Woher hat sie nur diese schlimme Krankheit bekommen?

Es ist noch gar nicht so lange her, da tappte man über die Entstehung der Seuchen vollständig im Dunkel. Sie kamen wie angefliegen und richteten unter Mensch und Tier, da man sie und ihre Bekämpfung nicht kannte, ungeheure Zerstörungen an. Ganze Dörfer und Landstriche wurden entvölkert. Die Häuser zerfielen. Ueber die Ruinen wucherte Gras, Unkraut und Gestrüpp. — Die aber-

gläubigen Menschen waren sicher, daß beim Auftreten der Seuchen Hexen und böse Geister ihre Hand im Spiel haben. Spät ist es der Wissenschaft gelungen, etwas Licht in diese dunkle Geschichte zu bringen.

Seuchen werden durch tierische und pflanzliche Kleinlebewesen — Bakterien, Bazillen genannt — hervorgerufen, die von der Umgebung oder von einem kranken Menschen oder Tier auf oder in den Körper eines gesunden kommen. Das geschieht meist bei der Aufnahme von Nahrung oder Getränken, in denen sich schädliche Kleinlebewesen befinden, durch den Verdauungskanal, oder durch die Haut, besonders wenn diese verletzt ist. Dabei genügt die kleinste, kaum sichtbare Verletzung.

Überall in der Natur kommen diese Kleinlebewesen vor, zu Millionen und Milliarden, sie umgeben uns, ohne daß wir sie sehen, ohne daß wir ihre Existenz ahnen. Der menschliche und tierische Körper wird umspült von einem Meer von Kleinlebewesen. Wenn unsere Augen die Schärfe eines Mikroskops hätten, bekämen wir es mit der Angst zu tun. Wir würden sehen, wie z. B. in der Luft, die doch für uns sonst Luft ist, eine brodelnde Masse von kleinen und kleinsten, feinen und feinsten Stäubchen und Lebewesen ihr Spiel treibt, wie sie sich stoßen an unserem Körper, hinaufbranden wie die Wogen des Meeres, wie sie von uns eingeatmet, verschluckt werden. Eine Wohnung vom Leben und Treiben in der Luft bekommen wir, wenn wir in einem verdunkelten Zimmer sitzen, in das durch einen Spalt ein Sonnenstrahl fällt. Da sehen wir, daß in der Luft reges Leben herrscht, sehen den sogenannten Staub auf und ab tanzen. Und in dem Staub sind und zu ihm gehören auch die Kleinlebewesen.

Sie sind winzig klein, messen oft nicht einmal den tausendsten Teil eines Millimeters. Zum Glück ist die große Mehrzahl unschädlich, sonst wären die armen Menschen und Tiere längst ausgestorben. —

Der Boden ist mit Kleinlebewesen durchsetzt. Viel, viel mannigfaltiger wie das Leben auf der Erde ist das Leben in der Erde. Sie haben die fruchtbare Krume, den Ackerboden erst geschaffen, fruchtbar gemacht und halten ihn auch weiter fruchtbar.

Die Kleinlebewesen sind die Heilmännerchen, die in vielerlei Gestalt den Menschen helfen. In jedem Menschen und Tier leben in der Mundhöhle, im Magen und Darm viele Kleinlebewesen, Millionen Spaltpilze, ohne ihren „Wirt“ zu schädigen. Sie helfen dem Körper in mannigfaltigster Beziehung.

Nun gibt es aber auch viele, winzig kleine Dinger, die giftig sind und, falls sie durch irgend einen Zufall in den menschlichen oder tierischen Körper kommen, durch ihre Giftwirkung den Körper krank machen. Sie vermehren sich durch Spaltung ungeheuer rasch; aus einem werden zwei, aus zwei vier, aus vier acht, aus acht sechzehn, aus sechzehn zwei- und dreißig usw., stündlich, unermesslich, bis sie den ganzen Körper durchsetzt haben. In jedem Tropfen Blut, Harn, Kot, Schleim, Milch können Millionen sein. Überall zerlegen sie das Gewebe, das Blut usw. und üben ihre zerstörende Wirkung aus. Niemand ist sicher vor ihnen. Der hünenhafteste Mensch, das schönste Pferd, der kräftigste Stier, die kleinste Maus sind unrettbar verloren, wenn nicht dem Treiben dieser Kleinlebewesen, dieser furchtbaren Geißel für alles Lebende, rechtzeitig und kräftig Einhalt geboten wird. Sehr oft ist eine Rettung unmöglich.

Der Wissenschaft ist es nach langen Forschungen gelungen, diese Kleinlebewesen außerhalb des Körpers zu züchten und mit den so gezüchteten die betreffende Krankheit bei gesunden Versuchstieren hervorzurufen. Dadurch lernte man viele kennen und erfolgreich bekämpfen.

Auch der Rotlauf der Schweine wird durch ein derartiges Kleinlebewesen, den Rotlaufbazillus, verursacht. Die Rotlaufseuche kann nur durch den Rotlaufbazillus hervorgerufen werden, durch nichts anderes, weder durch große Hitze oder Kälte, noch durch schlechte Futtermittel, Getränke oder sonstige Einflüsse. Der Rotlaufbazillus kommt in der freien Natur vor. Er ist ein einheimischer, bodenkundiger Krankheitserreger, der überall da, wo er vorhanden ist, eine Erkrankung hervorrufen kann, wenn er einen günstigen Nährboden findet, mit anderen Worten in den Körper eines Tieres gelangt. Der Rotlauf bricht bald da, bald dort aus, ist nie ganz auszurotten, weil er eben im Boden steckt. (Rotlauf, Milzbrand, Starrkrampf u. a. sind einheimische Ansteckungskrankheiten.)

Viele Krankheitserreger gelangen durch die Pforte Tiermaul in den Körper. Der Rotlauf kann, wie gesagt, auftreten, ohne daß ein gesundes Tier mit einem erkrankten in Berührung kommt. Erkrankten viele Tiere auf einmal oder kurz hintereinander, so ist anzunehmen, daß die Ansteckung durch ein krankes Tier verursacht wurde. Im Harn und Kot rotlaufkrankter Schweine finden sich die Bazillen in Masse. Viele Schweine beschmutzen ihre Tröge mit Auswurfstoffen. (Manche sind aber auch sehr reinliche Tiere, sie legen sich in einer Ecke des Stalles einen regelrechten Abort an, im übrigen halten sie den Stall sauber.)

Beim Fressen, beim Wühlen auf dem Düngerhaufen, an gemeinsamen Suhplätzen stecken sie sich dann an. Einige Tage nach der Ansteckung zeigen sich die geschilderten Merkmale. Das Schwein erbricht sich manchmal, leidet anfangs an Verstopfung, später an blutigem Durchfall. Die charakteristischen Flecken, die der Krankheit den Namen gegeben haben, treten auf. Oft tritt schon nach 24 Stunden der Tod ein. In vielen Fällen erholt sich das Tier scheinbar. Nach einigen Wochen oder Monaten liegt es plötzlich tot im Stall. Ein durch die Rotlaufkrankung verursachter



Von der Sau ist nicht viel zu sehen. Hinten in der Ecke hat sie sich ins Stroh gewühlt.

Herzfehler (Herzschlag) hat sein Ende herbeigeführt. —

Das sogenannte Nesselstieber, Nessel- oder Backsteinrotlauf der Schweine, bei dem der Körper der Tiere mit zahllosen, viereckigen, backsteinförmigen Flecken bedeckt ist, verläuft gewöhnlich harmlos. —

Johann hat, nachdem er an seiner Sau rote Flecken gesehen und Rotlauf vermutet hatte, sofort seiner Pflicht gemäß der Ortspolizeibehörde Anzeige vom Auftreten der gefährlichen Schweinekrankheit gemacht. Dann hat er den Tierarzt gerufen. Der kommt auf seinem Motorrad am Abend noch und ordnet strenge Absonderung des kranken und eines verdächtigen Tieres von den gesunden an. Dann richtet er sein Instrument, um alle Tiere mit Rotlaufserum zu impfen. Die

Schutzimpfung gegen Rotlauf hat sich gut bewährt.

Der aufhorchende Bauer erfährt, daß sich im Blut von Tieren, die künstlich mit kleinen Mengen Rotlaufbazillen geimpft worden sind, Gegengifte bilden, die die Bazillen zum Absterben bringen. Diese Tiere — häufig werden Pferde dazu verwendet — werden gegen die natürliche Ansteckung unempfindlich (immun). Das derartig behandelten Tieren abgezapfte Blutwasser wird den an Rotlauf erkrankten oder gefährdeten Tieren eingeimpft. Ihr Körper bildet Gegengifte, die den Kampf mit den giftigen Bazillen aufnehmen und, falls dies rechtzeitig und ausreichend geschehen ist, die Krankheit zum Erlöschen bringen oder nicht zum Ausbruch kommen lassen.

Ueberall, besonders aber an Orten, wo Rotlauf häufig aufzutreten pflegt, oder wo Tiere daran erkrankt sind, sollen alle gesunden vom Tierarzt Schutzimpfung werden, damit ihnen die Seuche nichts anhaben kann. Die erkrankten werden in vielen Fällen durch Impfung rasch geheilt.

Der Herr Doktor hat einem Schwein nach dem anderen (gesunden und kranken) eines hinter die Ohren gegeben (geimpft). Er gibt dem Bauer noch auf, den Stall des kranken Tieres nach Verlauf der Krankheit gründlich zu reinigen und alle mit dem Patienten in Berührung gekommenen Dinge mit Chlorkalkmilch (1 Teil Chlorkalk auf 3 Teile Wasser) anzustreichen. Der Mist des kranken Tieres muß gesondert gesetzt, feigekampft und mit Erde bedeckt werden. Durch die sich entwickelnde Hitze werden die Bazillen abgetötet.

Der Johann und seine Familie haben in den nächsten Nächten nicht gut geschlafen. Alle Augenblick ist ein Anderes in die Schlappen geschlupft, hat die Laterne genommen und hat nach der großen Sau gesehen. Es ist alles gut gegangen. Der Patient ist gesund geworden und die übrigen Schweine sind von der Krankheit verschont geblieben. Als der Tierarzt einige Zeit darauf wieder durch's Dorf fuhr, rief ihm der Johann zu: „Der Doktor, d'Sau isch wieieseswohl, sie hot wieder en Sauappetit.“

Der Bauerngarten.

Die Kaiserkrone blühet an der Wand,
Geschützt vom Hausdach, lenzesfroh gepflegt.
Und Frauenherzen weiß und rot —, umhegt —,
Vom kleinen Kreuz beschirmt und grün bespannt,
Sie lachen üppig in die Frühlingspracht,
Der Weg ist schier von Nelken überdacht.
Vergißmeinnicht und Gretel in der Hecke,
Sie blühen in den Sommer eine Strecke.
Dann wuchern Nesseln in die Herrlichkeit;
Denn draußen naht mit Macht die Erntezeit.
Die Sense klingt, der gold'ne Maden türmt
Sich in des Himmels Blau, Gewitter stürmt. —
Jedoch beim neuen Brot bedenkt die Frau
Den Garten wieder, sie hält stille Schau
Und pflanzet Atern in ein frisches Beet,
Die Nelken haben selber sich gesät.

Hermine Maier-Heuser.